

Neuer Gartenlaube



Beilage zum „Danziger Courier“.

Zwischen Leben und Tod.

Von Cordelia

Aus dem Italienischen überetzt von S. Sabersky.

I.

[11]

Gräfin Giulio Silvani lag, ihren Kopf fast ganz in die Kissen versenkt, ausgestreckt auf einem Divan. Ihr bleiches und abgehärntes Antlitz zeigte die Spuren langer Leiden. An der Feinheit ihrer Züge erkannte man, daß sie einst schön gewesen war; nur hatten körperliche Leiden die Frische ihrer Gesichtsfarbe vor der Zeit verschwinden lassen. Ihre Hände, die aus Wachs zu sein schienen, hingen längs des feinen Morgenrocks aus weißem Kaschmir, der mit Atlas besetzt und mit seidnen Schnüren und Bändern an dem Körper befestigt war, träge herab. Bald leuchtete es blickartig aus ihren schwarzen Augen, bald erschienen dieselben wieder erloschen und ausdruckslos; es gab sich überhaupt in der ganzen Gestalt eine gewisse Mattigkeit kund, welche deutlich zeigte, in wie hohem Grade ihre Kräfte erschöpft waren.

Ihr zur Seite saß der Arzt — einer der berühmtesten der Stadt — welcher, während er sie mit dem Ausdruck des Mitleids betrachtete, darüber nachdachte, welche Medizin er verordnen könne, um ihre Schmerzen zu lindern.

Plötzlich unterbrach die Kranke das Stillschweigen, indem sie mit kaum vernembarerer Stimme sagte: „Doktor! Sagen Sie mir die Wahrheit — aber die ganze Wahrheit! Wieviel Zeit verbleibt mir noch zum Leben?“

Der Arzt fuhr zusammen, wie wenn er einen Schlag erhalten hätte, sammelte sich aber schnell und antwortete mit lächelnder Miene:

„Was kommt Ihnen in den Sinn, meine Gnädigste? Seien Sie versichert, daß kein Grund für solche Fragen vorhanden ist. — Wollen wir uns nicht lieber von angenehmeren Dingen unterhalten?“

„Das nennt man nicht antworten,“ gab die Gräfin zurück. „Wenn ich diese Frage von Sie richtete, so geschah es nicht aus ein-

facher Neugierde, sondern weil ich die Wahrheit notwendig wissen muß — notwendigerweise, haben Sie verstanden? Und Sie dürfen mir ohne Bangen die Wahrheit sagen. Wenn man hoffnungslos leidet, stößt der Tod keine Furcht mehr ein, im Gegenteil, man erwartet ihn wie eine Erlösung, wie eine Befreiung und man empfängt ihn mit einem Lächeln auf den Lippen. Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich wissen muß, auf wieviel Zeit ich noch rechnen kann.“



Abd. er. Rahman.

„Und wer vermöchte das zu sagen,“ antwortete der Doktor, „vielleicht kann ich, der ich gesund und rüstig bin, vor Ihnen, die Sie so lange schon leiden, hinübergehen; der Tod, Sie wissen es wohl, meine Gräfin, liegt nicht in unsrer Hand!“

„Ja, ich weiß es; aber Ihr Aerzte besitz die Kunst, eine wenn auch nicht genaue, so doch annähernde Berechnung aufzustellen — nun, ich wünsche zu wissen, ob ich mich noch einige Monate werde hinhalten können.“

„Noch Jahre lang, Gnädigste, sagen Sie ruhig Jahre lang,“ fügte der Doktor hinzu. „Ihr Leiden gehört nicht zu denen, bei welchen man von einem Augenblick zum andern das Ende erwarten kann und übrigens habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, es ganz zu beseitigen.“

„Still, Doktor, reden Sie keine Unwahrheiten; ich weiß, daß eine Hoffnung auf Genesung nicht mehr vorhanden ist; aber das ist mir gleichgültig, sobald ich nur auf einige Monate rechnen kann — ich wünsche nicht, noch Jahre lang zu leben, ich müßte zu viel leiden!“

Zwischen hatte sich der Arzt erhoben, um sich zu empfehlen.

„Leben Sie wohl,“ sagte die Gräfin, ihm die Hand reichend, „lassen Sie mich nicht im Stich.“

Nachdem der Arzt das Zimmer verlassen hatte, klingelte sie und gab den Befehl, daß man ihr Töchterchen hereinführe.

„Mama, Mama!“ erkante es von den Lippen eines schönen, etwa siebenjährigen Mädchens welches voll Heiterkeit in das Zimmer trat und sich der Gräfin näherte.

„Komm' hierher, Lina, an meine Seite,“ sagte die Kranke, indem sie ein Plätzchen für dieselbe auf dem Divan frei machte.

„Geliebtes Rütterchen, wie geht es Dir?“ rief die Kleine, indem sie deren Hals mit ihren Armen fest umschloß und ihr dann Kuß auf Kuß, die sie alle mit Wucherzins zurück erhielt, auf die Lippen drückte.

Plötzlich that die Gräfin eine Bewegung, wie wenn sie einen Schmerz empfände.

„Thue ich Dir wehe, geliebte Mama?“ fragte das Kind, indem es sich schnell vom Halße losriß.

„Nein, Lina, — Du bereitest mir keine Schmerzen.“

„Du mir auch nicht, Mamachen, Du könntest mir niemals wehe thun, auch dann nicht, wenn Du mich mit allen Deinen Kräften an Dich preßt — aber wenn mich Signora Gilda küßt, thut es mir immer weh.“

„Und giebt Dir Signora Gilda stets Küsse?“

„Ja, so lange Papa und Du dabei sind,

aber wenn ich allein bin, sieht sie mich nicht einmal an."

"Bist Du heut bei Signora Gilda gewesen?"

"Ach wollte nicht hingehen," antwortete das Mädchen, "aber Papa bestand darauf, mich zu ihr zu führen."

"Und was hat Signora Gilda zu Dir gesagt?"

"Grüßen sollte ich Dich — hat sie mir aufgetragen."

"Und sonst nichts? Und dem Papa hat sie nichts sagen lassen?"

"Ich erinnere mich nicht, ich erinnere mich nie an das, was Signora Gilda sagt, weil sie böse ist."

"Aber sie giebt Dir ja immer Näsereien."

"Nun, sie ist dennoch böse, denn wenn sie mich küßt, thut sie mir wehe — und ich bin ihr einmal nicht gut, mein ganzes Herz gehört meiner Mama." Hierbei umarmte sie dieselbe aufs neue und überschüttete sie mit Küßchen.

Kurze Zeit darauf trat Graf Silvani ein. Er war ein schöner, hochgewachsener, vornehmer Mann, einer von jenen Männern, deren man so viele in der feinen Welt antrifft, mit dem Benehmen eines vollendeten Edelmannes, aber ohne irgend einen charakteristischen Zug im Gesicht, ohne auch nur das geringste Etwas, das ihn hervorragender erscheinen ließ, als seine Mitmenschen.

Er näherte sich dem Divan, auf welchem seine Gemahlin ausgestreckt ruhte, reichte ihr die Hand und sagte: "Wie geht es Dir, Giulia? Fühlst Du Dich heut wohl?"

Die Gräfin erhob sich mit Anstrengung zum sitzen, begrüßte dann ihren Gemahl mit einem Lächeln und antwortete kopfschüttelnd:

"Es ist immer noch wie vorher."

"War der Arzt hier?" fragte der Graf.

"Ja, er hat mir auch gute Hoffnungen gemacht," antwortete die Gräfin; "aber ich will ihm nicht recht glauben. Armer Arrigo, wie bist Du so unglücklich. Zur Gemahlin ist Dir eine dem Tod geweihte beschieden worden."

"Sprich nicht so, Giulia, Du bist die Bedauernswerte, da Du so viel leiden mußt."

"Was mich betrifft, so werde ich damit bald abgeschlossen haben."

"Sei nicht so bitter; wenn die schöne Jahreszeit kommen wird, wirst auch Du Dich wieder munterer fühlen."

Alles diß brachte er mit einer kalten und gleichgültigen Miene hervor, wie wenn er gesagt hätte: "morgen werden wir Regen bekommen."

Die Gräfin verbarg ihr Gesicht in den Händen und trocknete sich die Thränen. Als dann machte sie eine Anstrengung, erhob aufs neue den Kopf und sprach, indem sie dabei ihr Kind eng an sich geschlossen hielt, mit Lächeln auf den Lippen von heiteren Dingen.

Sie ließ sich von ihrem Gatten die Ereignisse des Tages erzählen, dann einen Artikel aus der am Morgen erhaltenen Zeitung vorlesen und lenkte das Gespräch darauf, daß sie hoffe, im nächsten Frühjahr aufs Land zu reisen. Wer sie in dieser Weise von hundert Dingen plaudern hörte, würde sich gewiß nicht gedacht haben, daß diese arme Frau bereits seit mehreren Jahren ohne Hoffnung auf Genesung krank daniederlag.

Die Zeit, welche sie täglich mit Gemahl und Töchterchen zubrachte, war für sie die glücklichste des ganzen Tages. Für jene Stunden irrte sie die wenigen Kräfte, welche ihr noch verblieben, auf, um sich heiter zu

zeigen und so den Gatten ihre Krankheit vergessen zu lassen.

Die Gräfin war, obgleich sehr zierlich — von zarter Gestalt, dennoch bis nach der Geburt ihres Kindes immer gesund gewesen. In dieser Zeit hatte ein Rückenmarksleiden sich eingestellt, welches die junge Frau dem Grabe zuführen sollte.

Das Leiden hatte fast unmerklich angefangen, aber es nahm immer mehr zu bis zu dem Punkt, wo ihr der Gebrauch der Füße fast unmöglich wurde. Sie konnte zwar einige Schritte thun, wenn sie sich auf den Arm eines andern stützte oder sich an den Möbeln einerseits, auf einem Stuhl andererseits festhielt. Aber sie war dann gewöhnlich vor Müdigkeit so entkräftet, daß sie bald ganz und gar auf das Vergnügen verzichtete, umherzugehen und damit sich begnügte, auf den Divan sich tragen zu lassen, wo sie den ganzen Tag sitzend oder ausgestreckt ruhend verblieb.

Wenn sie sich weniger krank als gewöhnlich fühlte, empfing sie, ohne sich vom Divan zu erheben, ihre Bekannten oder ließ sich irgend eine Zeitschrift oder einen fesselnden Roman vorlesen, sowohl, um die Zeit zu verkürzen, als auch um weniger acht auf die stehenden Schmerzen zu haben, welche sie von Zeit zu Zeit überfielen.

Wie es bei diesen Krankheiten oft geschieht, hatte sie ab und zu Augenblicke, in denen sie sich wohler fühlte und in denen es schien, als ob die verlorenen Kräfte wieder zurückgekehrt seien — dann aber kamen wieder Augenblicke, in denen sie glaubte, daß das letzte Stündlein geschlagen habe.

Sie erhob sich im allgemeinen ziemlich spät von ihrem Lager, oft nur, um ihren Gemahl empfangen zu können, welcher regelmäßig seinen Morgenbesuch abtattete. Er begab sich danach in das anstoßende Zimmer, um mit seinem Töchterchen zu speisen; denn für die Kranke mußten besondere Gerichte bereitet werden. Nach der Mahlzeit kehrte er gewöhnlich in das Zimmer seiner Gemahlin zurück und verbrachte einen Teil des Abends in ihrer Gesellschaft, wo er oft einige ihrer Freundinnen antraf, welche der armen Kranken von Zeit zu Zeit einen Besuch abtatteten.

Der Graf hatte sie gerade wieder verlassen, um sich zur Tafel zu begeben und war bereits zurückgekehrt, um seinen Kaffee in der Nähe der Gräfin zu nehmen.

"Weißt Du, Giulia," sagte er zu ihr, "daß Signora Gilda mir versprochen hat, Dich heut zu besuchen?"

Bei diesen Worten bewölkte sich die Stirn der Gräfin, welche nicht antwortete.

"Signora Gilda ist so wohlwollend," fügte der Graf hinzu. "Sie nimmt so lebhaften Anteil an Deinem Ergehen und fragt immer nach Dir!"

"Mag sein, aber ich glaube nicht an ihre Güte," erwiderte die Gräfin.

"Du bist undankbar, Giulia. Keine Deiner Freundinnen erweist Dir soviel Zuneigung wie sie und in der That ist es gerade sie, die von allen am häufigsten zu Dir kommt."

"Sie ist eine Komödiantin," fügte Giulia mit einer Geste hinzu, die deutlich zu erkennen gab, daß sie den Wunsch hege, ein Gespräch abzubrechen, dessen Fortsetzung ihr nichts weniger als angenehm erschien.

Aber gerade in diesem Augenblick meldete der Diener die Ankunft von Signora Gilda.

"Man hat Böses von Ihnen geredet,"

sagte der Graf, indem er ihr zum Händedruck entgegensteuerte.

"Zu gütig, meiner nur zu gedenken," jagte Signora Gilda mit einem gewissen Lächeln, welches jagen wollte: "Wenn Ihr es schon selbst ausplaudert, so wird es wohl nicht allzu schlimm gewesen sein." — Dann näherte sie sich der Gräfin, küßte sie und sagte:

"Wie geht es Dir, teure Giulia?" Ich kam fast um vor Sehnsucht, Dich wiederzusehen; aber ich hatte in den letzten Tagen so viel zu thun."

Die Gräfin vermochte nicht, mit einem gleichen Gefühlserguß zu antworten und sagte nur, ohne sich dabei zu bewegen:

"Verzeihe, wenn ich mich nicht erhebe, ich befinde mich heut nicht recht wohl."

"Meine Arme, wie sehr Du leidest!" sagte Gilda mit schmeichlerisch süßer Stimme und einer gewissen Miene des Mitleids, welche die Gräfin nicht vertragen konnte — „bleibe nur, Feuerste, ich erlaube nicht, daß Du Dich meinewegen auch nur rührst; es fehlt noch, daß man unter Freundinnen, wie wir sind, Komplimente mache, bleibe nur ruhig, ich werde hier am Tischchen Platz nehmen," und bei diesen Worten setzte sie sich auf den Sessel, welcher sich in nächster Nähe des Grafen befand.

Signora Gilda war, in der ganzen Tragweite des Wortes genommen, eine schöne Frau. Sie war von hohem Wuchs, dabei schön und ebenmäßig gebaut und hatte das Profil einer griechischen Statue, schwarze Haare und ausdrucksvolle Augen. Sie kleidete sich immer mit ausgefuchter Vornehmheit und so, daß sich die Linien ihrer wie für den Meißel geschaffenen Formen deutlich an den falllosen Gewändern abzeichneten. Wenn sie so dahinschritt, hoch und aufrecht, mit majestätischer Haltung, konnte sie wohl für eine Göttin gehalten werden.

Sie war das Bild der Gesundheit und hier im Zimmer der Gräfin Giulia Silvani bildeten ihr blühendes Aussehen, die zarte und rosigte Gesichtsfarbe einen sonderbaren Gegenjas zu den blassen und abgehärmten Zügen mit dem kraftlosen und fränklichen Körper der armen Leidenden.

Die Gräfin beneidete sie jedoch weder wegen ihrer Gesundheit, noch um ihrer Schönheit willen. Sie war von zu hoher Denkungsweise, als daß sie andre um ihre Schätze hätte beneiden können. Aber von dem Tage an, da sie entdeckt hatte, daß ihr Gemahl von Gilda mit dem Ausdruck offener Bewunderung sprach und er keine Gelegenheit veräumte, sich in ihrer Nähe aufzuhalten, hatte eine solche Abneigung gegen ihre Freundin Platz gegriffen, daß es ihr Pein verursachte, sie nur vor sich zu sehen mit jenem ewigen Lächeln auf den Lippen und jener Stimme, welche ihr Herz mit graufamen und unaufhörlichen Nadelstichen verwundete.

Sie hatte Gilda in einer Gesellschaft kennen gelernt und ihre Beziehungen verwandelten sich in Freundschaft, nachdem letztere ihre Hausnachbarin geworden war. Anfangs hatte sie an die Zugeständnisse der Neigung und des Mitgeföhls, welche ihr Gilda entgegenbrachte, geglaubt und da sie dieselben für aufrichtig hielt, auch mit gleicher Hingebung erwidert. Aber bei immer näherer Bekanntschaft hatte sie die Entdeckung gemacht, daß alle jene Neuzerungen erheuchelt waren. Sie blieb auf der Hut und behandelte sie etwas gleichgültiger.

Da Giulia bemerkte, daß jene fortfuhr, ihr und dem Töchterchen eine übertriebene

Teilnahme entgegenzubringen, während sie die Zuneigung, welche sie für den Grafen bereit hatte, nicht verbergen konnte, war es, wie wenn ihr ein Schleier von den Augen gefallen wäre und sie las nun offen in dem Herzen derjenigen, welche den Mut hatte, sich ihre Freundin zu nennen.

Gilda hatte in der That, obgleich sie sich als hingebungsvoll und anopfernd für alle zeigte, niemals eine andre geliebt, als sich selbst, und schon als Mädchen hatte sie einen Plan gefaßt, welchen sie zur Ausführung zu bringen fest geschworen hatte.

Gilda gehörte zu jenen Frauen, welche, wenn sie sich einmal ein Ziel gesteckt haben, keinen Widerstand kennen und geradeswegs auf dasselbe zuschreiten, indem sie etwaige Hindernisse, welche sich ihnen in den Weg stellen, entweder vernichten oder übersteigen.

In bescheidenen Verhältnissen geboren, war ihr erster Traum, reich zu werden, obgleich sich viele, von ihrer Schönheit gebildet, um ihre Hand bewarben, hatte sie allen einen Korb gegeben, um dann schließlich einen fast sechzigjährigen Alten zu heiraten, der aber den Mangel der Jugend durch großen Reichtum ersetzte. Kaum verheiratet, war ihr einziger Wunsch, Witwe und unumschränkte Herrin der Reichtümer ihres Gemahls zu werden — und auch hierin lächelte der schönen Frau das Glück. Nach Verlauf von fünf Jahren hatte ihr Gemahl die gute Idee, die Augen für immer zu schließen und sie zur Erbin seines ganzen Vermögens zu erheben.

Natürlich zeigte sie sich trostlos über den Tod ihres Gatten und während sie, in tiefste Trauer gekleidet, vor der Welt ihre Thränen nicht versiegen ließ, beschäftigte sich ihr Geist bereits mit neuen Plänen für die Zukunft.

Zum Beispiel hätte es ihr, da sie nun reich genug war, nicht mißfallen, ihrer Schönheit noch einen Titel und eine Krone hinzuzufügen. „Die arme Gräfin Giulia hat nur noch kurze Zeit zu leben, die Leute sagten

es ja alle — der Graf Arrigo sah sie gern, es fehlte nur noch, die Anhänglichkeit jener kleinen Here, der Lina, welche sich etwas unhöflich gegen sie erwiesen hatte, für sich zu gewinnen, und dann war nicht vorauszusehen, wie es noch kommen konnte.“ So etwa dachte Signora Gilda.

Vor allem hielt sie es für richtig, sich für hingebungsvoll und aufmerksam gegen die bedauernswerte Giulia zu zeigen und fast

gen und jene Ruhe, welche in den Zimmern der Leidenden zu herrschen pflegen. Da die Krankheit der Gräfin schon zu lange Zeit währte, so hatten sich alle daran gewöhnt; anfangs hatten sie noch leise gesprochen, dann immer vernehmlicher, wohl auch angefangen zu lachen und zu scherzen.

Wenn sie sich munterer fühlte, beteiligte sie sich wohl auch an der Unterhaltung; wenn sie stillschweigend zuhörte, pflegte sie zu

sagen, daß sie, so lange sie sprechen und lachen um sich vernähme, das befriedigende Gefühl habe, sich unter Menschen zu befinden.

Nur das helle, schrillende Lachen und die honigsüße Stimme Signora Gildas konnte sie nicht vertragen und als ob das nicht genug wäre, ließ jene bei jeder ihrer Bewegungen ein prachtvolles Armband, das sie stets um den rechten Arm trug, schallend zusammenschlagen. — Das Geräusch dieses Armbands verursachte der Gräfin die Empfindung, als ob sich eine torende Schlange mit ihren Windungen um ihr Inneres schlinge. Um nun so wenig wie möglich von dem sie peinigenden Klang zu hören, hatte sie sich in eine Ecke ihres Divans zurückgelehnt und indem sie die Augen schloß, hoffte sie ihr erregtes Gemüt allmählich zu beruhigen. Aber unaufhörlich ertönte das schreckliche Armband und das durchdringende Gelächter Gildas — und alles dies verursachte eine wahre Qual für die arme, kranke Gräfin, die bei der lebhaften Unterhaltung keine Ruhe, deren sie doch bei ihrem leidenden Zustand so dringend bedurfte, und so mußte das



Vergänglichkeit.

Mädchen mit dem Siegesblicke,
Wie das Gold der Morgenionne
Strahlt aus Deinem Angeichte
Frühlingsbracht und Lebenswohne.
Doch mit tausend Reizen prunktend,
Die Dein junges Leben zieren,
Denkst Du auch an Deine Zukunft
Bei so eitlen triumphieren?

Thöricht Mädchen, thöricht Mädchen,
Ach, das alles geht vorüber,
Deine Wangen werden bleicher,
Deine Augen werden träber.
Mädchen, denk' an Deine Zukunft:
Seelenadel ist alleine
Vürghaft Deines wahren Glückes,
Das nicht fliehet mit dem Scheine.

F. Bammer.

alle Tage brachte sie das Opfer, den Nachmittag bei ihr zu verbringen.

Die Gräfin indessen, welche mit jenem klaren Blick, den fast immer diese Kranken haben, beinahe das Nämliche herausfühlte, was Gilda dachte, war ihr für ihre Teilnahme durchaus nicht dankbar, im Gegenteil deren Gegenwart wurde ihr von Tag zu Tag peinvoller.

In ihrem Zimmer war nicht jenes Schwei-

zu finden vermochte. Und so mußte das Schreckliche ertragen.

(Fortf. folgt.)

Für Küche und Haus.

Blutflecke aus Fußböden zu entfernen. Man schenert mit verdünnter Schwefelsäure, die an der Stelle der Flecken entstandene Weiße sucht man durch Pugen zuerst mit Wasser und dann mit sehr verdünnter Soda- oder Pottaschelauge wieder zu beseitigen. Blutflecke aus Tafelentwürfen und Wäsche entfernt man, wenn man einen Teil Sodafium in 4 Teilen Wasser löst und darin die fleckigen Stellen einweicht, worauf sich die Flecken rein auswaschen lassen.



Abd-er-Rahman, der Emir von Afghanistan. (Seite 41.) Durch die Einmischung in die indischen Angelegenheiten hat der Emir von Afghanistan in neuerer Zeit wieder die Aufmerksamkeit auf diesen morgenländischen Pufferstaat gelenkt. Zwischen Persien, Beludschistan, Englisch-Indien, der Bucharei und dem transkaspischen Rußland gelegen, ist dieses asiatische Land vielleicht weniger bekannt, als andre, doch ist es in strategischer Hinsicht stets wichtig gewesen und kam unter diesem Gesichtspunkt vielleicht noch einmal zu besonderer Bedeutung gelangen. Von Stämmen verschiedener Herkunft bewohnt, die sich jedoch meist zum sunnitischen Mohammedanismus bekennen, sieht Afghanistan, was die Ausdehnung betrifft, nicht viel hinter dem Deutschen Reich zurück. Seine Regierungsform ist die monarchisch-absolutistische. Sein Beherrscher darf als der mächtigste mohammedanische Monarch in Asien angesehen werden. Der gegenwärtige Throninhaber, Abd-er-Rahman, ist seit 1880 an der Regierung. Er ist im Ausland erzogen und stand früher unter russischem Einfluß, Augenblicklich jedoch ist er der „Freund Englands“. Persönlich ist er modernen europäischen Ideen zugänglich, die er auch im Lande zu verbreiten sucht, ohne jedoch dem Gewohnten und Althergebrachten, zumal in Glaubenssachen, zu nahe zu treten. Abd-er-Rahman nimmt sich der Regierungsgeschäfte mit großem Eifer an. Ein Sichteiden hat ihm das linke Bein gelähmt, weshalb er beim Gehen auf den Gebrauch von Krücken angewiesen ist. Sein Hofstaat ist nach asiatischer Sitte ein ungewöhnlich großer; das abend- und das morgenländische Element finden sich darin in bunter Mischung nebeneinander.

ächtlich an, dann ging er ins Nebenzimmer, führte ein altes Mütterchen herein und sagte zu der Dame: „Sehen Sie, Madame! Diese hat mich aufgenommen, gepflegt und erzogen, als Sie mich ausgezogen und verlassen hatten, sie ist meine Mutter, sie liebe und verehere ich! Sie, Madame — Kenne ich nicht!“
Kindliche Ansicht. Der alte Baron Kraxler ist wohl recht arm?“ „Woraus schließt Du das, mein Kind?“ „Weil er immer nur 'nen halben Zwicker trägt.“

Was hätte nicht geschehen können, wenn nicht . . . Dies Wort spielt auch in der Weltgeschichte seine Rolle. Thackeray, der englische Humorist, liebte es ganz besonders, sich in Spekulationen zu ergehen, was hätte geschehen können, wenn dem Lauf der Geschichte eine andre Wendung gegeben wäre, führt u. a. an, daß 1715 die englische Krone nahezu in die Hände der Stuarts fiel. Schottland wäre gewiß in die Hände des Prätendenten gefallen, hätten alle seine Freunde den Mut gehabt des Grafen Mar und der achtausend Holländer, die sich um ihn versammelten. Die Besetzung von Edinburgh wäre sicher genommen worden, wenn die Männer, die sie stürmen sollten, sich nicht zu lange in einer Taberne aufgehalten hätten, wo sie sich „ihr Haar pudern“ ließen, wie der häßliche Ausdruck der Zeitgenossen lautete. Ihre Verlobteten am Fuße der Besetzung wurden des Wartens überdrüssig und die „Gepuderten“ kamen zu spät zum Sielbuchein. Wären die zweiten Verschwörer etwas früher aus der Taberne gegangen, so wäre König Jakob Herr von Schottland geworden und Northumberland wie der ganze Norden Englands würde sich zu seinen Gunsten erhoben haben. Durch diese Verspätung von zehn Minuten verlor König Jakob seine Krone und erlitt das Geschick, daß er als französischer Gefangener in St. Germain sterben mußte, seinem Sohn Karl aber die Aufgabe zufiel, unter den allerschwerigsten Umständen die Krone zurückzuerwerben.



Ein wahres Wort. Friedrich von Schlegels Frau war in ihrer Jugend eine sehr thätige Schriftstellerin und eifrige Mitarbeiterin ihres Gatten. In späteren Jahren jedoch verzichtete sie gänzlich auf irgend welche litterarische Thätigkeit und widmete sich ausschließlich häuslichen Arbeiten. In dieser Zeit bejuchte sie eines schönen Tages ein alter Freund und findet sie mit dem Nähen eines Hemdes beschäftigt. Im Laufe der Unterhaltung fragt er, warum denn eigentlich sie die Feder mit der Nadel vertauscht habe. „Oh,“ lautete die geistreiche Antwort, „Bücher giebt es schon mehr als zu viel in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es auch zu viel Hemden gebe.“

Als Marschall Keith bei dem Ueberfall von Hochkirchen (1758) das Leben verlor, schrieb sein Bruder, Lord-Marschall an eine Freundin: „Mein Bruder hat mir große Schätze hinterlassen. Er hat an der Spitze einer starken Armee viele Länder in Kontribution gesetzt und ich fand — siebzig Dukaten in seiner Börse.“

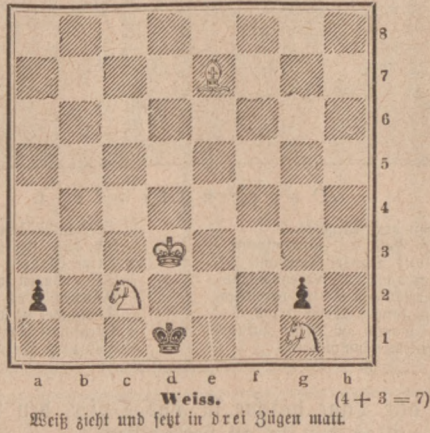
teren Jahren jedoch verzichtete sie gänzlich auf irgend welche litterarische Thätigkeit und widmete sich ausschließlich häuslichen Arbeiten. In dieser Zeit bejuchte sie eines schönen Tages ein alter Freund und findet sie mit dem Nähen eines Hemdes beschäftigt. Im Laufe der Unterhaltung fragt er, warum denn eigentlich sie die Feder mit der Nadel vertauscht habe. „Oh,“ lautete die geistreiche Antwort, „Bücher giebt es schon mehr als zu viel in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es auch zu viel Hemden gebe.“



Fishelbetrieb. Dieses ist die unzulänglichste Teichwirtschaftsform. Die Zucht der verschiedenartigen und verschiedenalterigen Fische erfolgt in einem einzigen Wasser, gleichgiltig ob dieses ein Heidenweiher Wiesenpuhl, Haus-, Dorf-, Bach-, Fluß-, Quell-, Himmelteich oder ein kleiner See ist. In diesem einen Wasser müssen die Fische laichen, sich strecken und zur Marktware heraufreisen, so weit die Natur dafür Sorge trägt, denn der diese Zuchtweise betreibende Fischzüchter kennt keine Fütterung aus der Hand und muß deshalb stets mit einer geringen Ernte fürlieb nehmen. Die Fische nehmen im Jahre je Stück um 5 bis 10 Gramm zu, während sie bei sorgfältig geleitetem Betriebe bei lebendem Naturfutter auch auf das 5- bis 10fache ihres Einsatzgewichts anwachsen können.

Die rechte Mutter. Der berühmte d'Alembert war ein Findelkind. Nachdem er durch seine litterarischen Arbeiten und durch sein Redner-talent bereits zu hohem Ansehen gelangt war, stürzte eines Tages eine vornehme Dame, Madame de Tencin, in sein Zimmer und rief ihm zu: „Mein Sohn, komm in meine Arme; ich bin Deine Mutter!“ d'Alembert blickte die Frau jedoch einen Augenblick kalt und ver-

Schach-Aufgabe
von Oberlehrer S. Frenkner in Otterndorf.
Schwarz.



Das Schlimmste. „Sie müssen eben Nachsicht haben, Herr Professor,“ sagt eine überzärtliche Mutter „wenn mein Sohn etwas langsam aufsaßt, das Musikstück hat doch sehr schwere Noten. Sehen Sie nur, diese vielen, vielen Köpfechen!“ „Ach ja!“ seufzt der Lehrer, „und kein Kopf dazu!“

Rätsel.
Mich bricht die Welt, mich braucht die Welt
Bom Bettler bis zum Kriegesheld.

Dreißtblige Scharade.
Es wird meine erste freudig begrüßt,
Und selig die Herzen schlagen,
Bringt sie, was das Weidenleiben verjüht
In der zweiten und dritten getragen. —
Es wird von des fleißigen Malers Hand
Zum Zeichnen benutzt das Ganze,
Auch steht's am sonnigen Waldesrand,
Als widerlich riechende Pflanze.

Buchstabenrätsel.
Mit 2 leicht schädlich dem Gesunden,
Mit 3 zu töten, zu verwunden.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Rebus: Kalte Herzen haben weniger Leid, aber auch weniger Lust als warme; der zweifßtbligen Scharade: Hof-fahrt; des Buchstabenrätsels: Last, List, Lust; der Anagramm-Aufgabe: Reschmitz, Drel, Lepanto, Ragun, Tula, Naguit, Macon, Langres.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.
Geleg vom 11./VI. 70.
Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Spring & Fabrenholz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.